

Kulturelle Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **25 (1945-1946)**

Heft 8

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

★ Kulturelle Umschau ★

Zwei Tagesfragen

Sonntag, den 25. November 1945, wird der neue Bundesverfassungsartikel über den *Familienschutz* zur eidgenössischen Volksabstimmung gelangen. Da es sich um einen kulturpolitischen Gegenstand handelt und fast alle Parteien der Vorlage — es ist der Gegenentwurf der Bundesversammlung zu dem nun zurückgezogenen Initiativbegehren — gewogen sind, dürfte eine starke annehmende Volksmehrheit resultieren.

An dieser Stelle kann es nicht gelten, im Sinne der Abstimmungskampagne Gründe für die Guttheißung des neuen Verfassungsartikels darzulegen. Wenn wir darauf eintreten, so geschieht es vielmehr, um von einigen ungewohnten Seiten her Licht auf die Vorlage zu werfen. Die Befürwortung erschöpfte sich bisher in den Hinweisen auf die Überalterung des Volkes, die Kinderarmut der Familien und die Zerrüttung der ehelichen Bande, welchen Übeln eben fortan durch die Berücksichtigung der «Bedürfnisse der Familie», im besonderen aber durch die Einführung von «Familienausgleichskassen», durch «Bestrebungen auf dem Gebiete des Siedlungs- und Wohnungswesens» sowie durch die Bestellung einer «Mutterschaftsversicherung» entgegengewirkt werden soll. Es lassen sich aber ohne Zweifel noch tiefergründige Erwägungen anstellen.

Da muß vor allem einmal zu denken geben, daß heute der Begriff der «Familie» seinen Einzug in die Bundesverfassung hält. Der Staat entdeckt gewissermaßen plötzlich jenes Urphänomen, welches bislang zu allen Zeiten ganz selbstverständlich innert seinen Grenzen existiert hat, in welchem seine Bürgerschaft lebt und webt. Seine Handlung ist dabei einerseits Anerkennung und andererseits Eingriff, Intervention. Hält man sich nun gegenwärtig, daß in unserer Demokratie ja der Staat und die Bürgerschaft identisch sind, so gelangt man zu der merkwürdigen Feststellung, daß die Bürgerschaft versucht, ihre eigenen Lebenszellen, an deren Krankheit sie offensichtlich selber teilhat, zu festigen und zu heilen. Man könnte da versucht sein, an einen «circulus vitiosus» zu denken, denn der Staat wird kaum mehr vermögen als seine Bürger, und die Bürger werden kaum den Staat übertreffen. So wird auch der bundesstaatliche Schutz der Familie nichts daran ändern, daß die Familie als das Element des Staates sich selbst regenerieren muß und nicht durch den Staat regeneriert werden kann. Oder anders gesagt: der Staat vermag nur der an sich gesunden Familie zu helfen.

Sehr wenig vernimmt man über die Grundgedanken des Familienschutzartikels; selbst der sonst so treffliche und ausführliche Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung schweigt sich sozusagen darüber aus. Um so eher besteht der Anlaß, sie zu erforschen und zu erwägen. Es lassen sich drei Hauptgrundsätze darstellen: 1. Die Familie als die Urzelle des Volkes muß geschützt und gepflegt werden. 2. Je größer die Zahl der Familien ist und je kinderreicher die einzelne Familie ist, um so besser ergeht es dem Volke. 3. Macht und Existenz des Staates erfordern viele und große Familien. Hält man sich nun hier gegenwärtig, daß der erwähnte «Bericht» die bisherige Kleinhaltung der Familie «rationalistischen Überlegungen» entspringen läßt, so sollen die genannten drei Grundsätze jedenfalls religiöse oder idealistische Überlegungen bilden. Der Familienschutzartikel steht damit in einem scharfen Gegensatz zum bisherigen individualistischen Denken. Was ihm zu Grunde gelegt ist, hat heute gewiß seine Berechtigung. Im Ablauf der Zeiten jedoch dürften diese Grundsätze nicht immer in Geltung stehen. Man kann sich leicht vorstellen, daß Familie, Volk und Staat gesund sein können auch ohne Stützung durch den Bund, auch ohne

maximale Familien- und Kinderzahlen. Es kommt ganz auf die innere Stärke und auf das Verhältnis zur Umwelt an.

Wenden wir den Blick noch den vom Familienschutzartikel zu erwartenden Folgen zu, dann wird sich vorab ergeben, daß die schon bisher gesunden bäuerlichen Familien davon Nutzen ziehen. Unter anderen trifft das besonders die katholischen Länder, in denen ja auch die Initiativbewegung «Für die Familie» ihren Ursprung hatte. Erheblich weniger groß dürfte der günstige Einfluß auf die städtischen Familien sein, weil dort wahrscheinlich die Leistungen des Bundes bei der im übrigen stadtfreundlichen Sozialpolitik die Leute nicht werden bewegen können, das Opfer von mehr Kindern auf sich zu nehmen, so wenig wie man etwa einen Ledigen durch die Aussicht auf das Dahinfallen der Ledigensteuer dazu bringen kann, sich zu verhebelichen. Eine stärkere Verländlichung der Bevölkerung endlich läßt sich nur erreichen, wenn der Verfassungsartikel eine ausgesprochene Gleichstellung der Landfamilien mit den Stadtfamilien im Gefolge hat. Auf's Allgemeine gesehen wird der geplante Familienschutz eine gewisse Besserung der Verhältnisse eintreten lassen, die aber jedenfalls nicht überschätzt werden darf. Wie gesagt: grundsätzlich muß sich die Familie selbst regenerieren.

* * *

Es entspricht durchaus dem bisherigen Schema, wenn z. B. die «Rote Revue» in ihrem heurigen Novemberheft den Kampf um das *Frauenstimmrecht* als von zwei Parteien geführt betrachtet, und wenn sie diese Parteien folgendermaßen charakterisiert:

«Auf der einen Seite kämpfen die direkt Betroffenen, sofern sie von der Wichtigkeit dieses Postulates überzeugt sind, mit dem unerschöpflichen Mut der politisch Rechtlosen, und auf der anderen Seite stehen alle diejenigen, die in der Einführung des Frauenstimmrechtes eine Schmälerung ihrer angestammten Rechte sehen.»

Also: es stehen sich die rechtlose Frau — «sofern sie von der Wichtigkeit dieses Postulates überzeugt ist» — und der um seine Herrschaft besorgte Mann gegenüber! Was diese Männerwelt für Gedanken hegt, kann man sich leicht ausmalen; hier interessiert besonders das Argument der Frau, und darüber orientiert uns eine vom «Schweizerischen Verband für Frauenstimmrecht» eben gerade kürzlich herausgegebene Schrift mit den folgenden Worten:

«Es ist eine Forderung der Gerechtigkeit; denn die Frauen tragen im gleichen Maße wie der Mann durch ihre Tätigkeit im Haus, in der Wirtschaft, in der öffentlichen Fürsorge, in der Finanzierung des Staatshaushaltes, im Arbeitsdienst, im Mehraufbau, und neuerdings auch in der militärischen Verteidigung zur Aufrechterhaltung unseres Staates bei. Es ist eine Forderung der politischen Klugheit, denn der demokratische Kleinstaat bedarf heute zu seinem Fortbestand aller positiven Kräfte. Er bedarf des politischen und sozialen Ausgleichs durch die aktive und gleichberechtigte Mitarbeit seiner Frauen.»

Das sind die Gründe für das Frauenstimmrecht. Wer nun aber die jüngsten Verhandlungen der Zürcher Kirchensynode verfolgt hat, mußte gewahr werden, daß offenbar eine dritte Gruppe auf den Plan rückt. Eine Gruppe von Bülacher Frauen hat nämlich an die Synode, die sich mit dem kirchlichen Frauenwahlrecht befaßte, einen von über 400 Frauen aus vielen Gemeinden unterstützten Brief gerichtet, welcher dahin lautet:

«Wir bitten die Synode dringend, falls das Gesetz über das Stimmrecht der Frau zur Volksabstimmung gelangen sollte, dafür besorgt zu sein, daß in allererster Linie *wir Frauen* darüber *befragt* werden. Denn wir halten es für ein Gebot der Gerechtigkeit und Ritterlichkeit, daß jetzt jede Frau selbst ihr Ja oder Nein sagen darf, ehe ihr diese neue und schwere Aufgabe zugemutet wird. Wir

sind *gegen* das aktive und passive *Stimm- und Wahlrecht* der Frau aus folgenden Überlegungen:

1. Nach den Wahlvorbereitungen mit samt ihren Intrigen, besonders in ländlichen Verhältnissen, gelüftet uns gar nicht.

2. Der Umstand, daß das Interesse für die Kirche heute bei den Frauen größer ist als bei den Männern, halten wir nicht für gottgewollt und normal. Wir befürchten eine noch größere *Verweiblichung der Kirche*, wenn die Männer in verantwortlicher Leitung durch Frauen ersetzt werden. Schon von jeher war die Stellung der Frau in der christlichen Kirche ganz anderer Art als die der Männer, denken wir nur an die Frauengestalten des Neuen Testamentes. Uns genügt es, wenn es uns gelingt, in diesem Sinne und Geist unserer Kirche zu dienen.

3. Die in den letzten Jahrzehnten stetig wachsende *Vermännlichung der Frau* in allen Volksschichten, hervorgerufen vielfach durch den Zwang, Männerarbeit zu verrichten, hat durch den Krieg ein erschreckendes Maß erreicht. Wir fürchten, daß dieser Zustand durch das Frauenstimmrecht noch stabilisiert würde. Sollte nicht eher alles getan werden, die Frau wieder das Frau-Sein zu lehren? Die Gabe der *Verinnerlichung*, die das Beste an uns Frauen ist, wird durch das Handeln in der Öffentlichkeit immer mehr zerstört. In Notzeiten sind wir selbstverständlich bereit, auf jede Art unserem Vaterland zu dienen.

4. Die Einführung des kirchlichen Wahlrechts der Frau ist der erste Schritt auf dem Weg zum totalen Stimmrecht. Das schweizerische Stimmrecht aber mit seinen vielen Abstimmungen über Sachfragen, das seinesgleichen, wie uns scheint, in keinem anderen Lande hat, ist uns Frauen *zu kompliziert und zu zeitraubend*. Wir haben ohne Stimm- und Wahlrecht genügend Gelegenheit, unsere Aufgabe fraulicher Art zu erfüllen. Der Einfluß einer Frau, die ihr Leben in aller Stille und Gottverbundenheit lebt, hat, wie bei Gotthelf und Pestalozzi, auch heute noch große Kraft.»

Die dritte Gruppe im Kampfe um das Frauenstimmrecht, die sich in dieser Verlautbarung manifestiert, nimmt eine Abwehrstellung ein, weil sie das Stimmrecht nicht als eine Würdigung der Frau, sondern als eine Entartung der Frau empfindet. Aus diesem reinen Abwehrcharakter erklärt sich offenbar auch das Fehlen einer gleichartigen Organisation, wie wir sie bei den Befürworterinnen sehen. Es sind, um in der Sprache der «Roten Revue» zu reden, «die direkt Betroffenen, sofern sie von der Wichtigkeit des Postulates *nicht* überzeugt sind». Zum ersten Male sozusagen treten damit *Frauen* — und zwar mit gewichtigen geistigen Argumenten — *gegen die Neuerung* auf.

So erscheinen die Stellungen mit äußerster Prägnanz bezogen. Von Seiten eines bekannten Theologen wurde die Frage des Frauenstimmrechtes als eine bloße Frage der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit bezeichnet; darnach wäre also aus dem Glauben nichts dafür oder dawider abzuleiten, sondern die autonome Vernunft würde in der Devise «*Suum cuique — Jedem das Seine*» das «*Suum*» frei von der Beobachtung der Schöpfungsordnung bestimmen. Wollte man gleichermaßen zum Beispiel für das Pfarramt argumentieren, dann ergäbe sich, daß das Pfarramt mit der Theologie nichts zu tun, jedenfalls keine theologische Grundlage habe. Demgegenüber ist doch wohl darauf zu schließen, daß die Stellung zum Frauenstimmrecht für alle Beteiligten letzten Endes eine Glaubenssache ist; es ist die Frage nämlich, ob und wie weit die göttliche besondere Bestimmung der Frau in der Politik zu verwirklichen sei. Die bewährte alte und eine neue Glaubensüberzeugung ringen da miteinander.

Bülach, den 17. November 1945.

Walter Hildebrandt.

Der Hochwächter

Im Vorwort der ersten Nummer der Zeitschrift «Der Hochwächter» stellen Verlag und Redaktor ihr Programm auf ¹⁾. Indem sie es sich zur Aufgabe machen, «für heimatliche Art und Kunst zu werben», sind sie bestrebt, dem Leser in Bild und Wort «das gute bodenständige Handwerk, alte und gegenwärtige Volkskunst, erhaltenswerte Sitten und Bräuche» vor Augen zu führen. Streiflichter sollen auf die Geschichte des Landes geworfen werden, «weil schweizerische Art nur Bestand haben kann, wenn sie tief im Boden der Vergangenheit verwurzelt ist». Und schließlich möchte sie «dem ernsthaft ringenden Maler und Schriftsteller im Land herum den Weg ebnen helfen und sich an die Seite derer stellen, die für die Reinhaltung des Gesichtes unserer Heimat kämpfen». Damit ist es auch gegeben, daß «das heimelige Landschaftsbild» zu seinem Rechte kommt und dem Betrachter die Einheit von Natur und Kultur, die für unser Land charakteristisch ist, eindrücklich macht.

Die ersten Nummern der Zeitschrift geben denn auch recht gute Ausschnitte aus diesem reichhaltigen Programm. Wir wissen dem Schriftleiter des «Hochwächters» Dank, daß er die ersten Seiten seiner Zeitschrift in Bild und Text dem Andenken Simon Gfellers widmet. Damit stellt er sie gleichsam unter die Aegide dieses unseres bahnbrechenden bernischen Heimatdichters, der unzähligen die Augen geöffnet hat für das Bodenständige und Schöne in unserer Bauernkultur. Vom Emmental werden wir ins Simmental geführt, vorab zu der ehrwürdigen Saanenkirche, deren Baugeschichte Robert Marti-Wehren kurz schildert. — Das zweite Heft versetzt uns hauptsächlich an den Brienzensee und auf den Hasliberg; wir erhalten Einblick in eine dort stattgefundene Arbeitswoche für Trachtenleute; wir werden durch einen Aufsatz Melchior Sooders mit vier Volksliedern jener Gegenden vertraut und ergötzen uns an den Zeichnungen des Haslibergmalers Gehri, zu seiner Schilderung über «Trychlen im Oberhasli». — Das Märzheft befaßt sich mit den Bestrebungen einer Münsinger Dorfwoche und nimmt den Anlaß wahr, durch instruktive bildliche und im Text erläuterte Gegenüberstellungen aufmerksam zu machen auf ursprünglich Wohlgefälliges und durch Um- oder Neubauten Verpfushtes im Dorfbild oder an einzelnen Gebäuden. Damit nimmt die Zeitschrift auch das wichtigste Anliegen des Heimatschutzes wahr. Ein weiterer, reich illustrierter Aufsatz Rubis befaßt sich mit einem einzelnen Simmentalerhaus, dem «Rütihaus», und läßt uns die Instandstellung seiner alten Malereien auf anschauliche Weise miterleben. — Die Aprilnummer schließlich erfreut durch das einheitliche Thema ihres Hauptteils, der sich in Bild und Wort mit Volkskunst und Bräuchen des 17. Jahrhunderts befaßt. Besonders sei hingewiesen auf das in diesem Zusammenhang veröffentlichte Romanfragment Walter Steinbühls «Eine Armenversorgung im 17. Jahrhundert».

Jede Nummer des Hochwächters bietet aber auch Anregung und Anleitung zum Verfertigen nützlicher und zugleich schöner Gegenstände für den Haushalt, sei es auf dem Gebiet der Holzschnitzerei oder fraulicher Handarbeit.

Der Name des Schriftleiters, der allen, die sich für Volkskunst und Fragen des Heimatschutzes interessieren, durch seine Fachschriften bekannt sein dürfte, die sorgfältige Auswahl der photographischen Aufnahmen und schließlich der künstlerisch einwandfreie Buch- und Tiefdruck, besorgt durch die Firma *Büchler & Co.*, leisten dafür Gewähr, daß der Zeitschrift ein gedeihlicher Fortgang beschieden sein wird. Wenn sie innerhalb der Grenzen bleibt, die sie sich selber gesteckt hat, wird sie wirklich in dem schon stattlichen Chorus schweizerischer Zeitschriften eine Melodie vertreten, die sich den übrigen ergänzend und bereichernd einfließt.

Helene von Lerber.

¹⁾ Der Hochwächter, Blätter für heimatliche Art und Kunst. Schriftleitung: Christian Rubi. Verlag Haupt, Bern.

Puccinis Triptychon

Puccinis Triptychon, bestehend aus den drei Einaktern «Der Mantel», «Schwester Angelica» und «Gianni Schicchi», bedeutet in dem Spielplan der Zürcher Oper eine hochwillkommene Abwechslung. Man darf zwar kaum erwarten, daß sich die beiden ersten Stücke auf der Bühne wieder einbürgern werden. Zumal die «Schwester Angelica» ist als dramatischer Einfall zu rührselig und musikalisch in der fast ununterbrochenen Klosterstimmung zu monoton, als daß man recht warm zu werden vermöchte. Der «Mantel», dramatisch nicht viel besser, fesselt immerhin durch eine delikate ausgearbeitete Partitur und geriet in der Zürcher Aufführung mit dem eindrucksvollen Bühnenbild von *Max Röthlisberger* und dem in Spiel und Gesang gleich imponierenden *Marcel Andreas Boehms* vortrefflich. Demselben Künstler begegnete man dann aber wieder in der Titelrolle des dritten Stücks, deren ganz anderen Ansprüchen er womöglich noch vollkommener zu genügen vermochte. Und hier ging einem nun wahrlich das Herz auf: Der «Gianni Schicchi» ist eine der ergötzlichsten komischen Opern. Nachdem das große Talent Puccinis in den beiden ersten Werken mehr nur leise zu glimmen schien, stieg er wie eine prächtige Rakete auf und zerplatzte am Himmel in einen Sprühregen farbiger Kugeln und Sterne.

Der pfiffige Betrüger, der sich ins Bett eines Toten legt und mit verstellter Stimme ein Testament diktiert, das die Verwandten und vor allem ihn selbst ausgiebig bedenkt, kommt im dreißigsten Gesang von Dantes «Inferno» vor als wütender Schatten, der im Fieberwahnsinn seine Mitverdammten mit Zähnen und Fäusten anfällt. Es ist ein weiter Weg von dieser finsternen Vision bis zu dem ausgelassenen Spiel, das *Giovacchino Forzano* daraus gemacht und Puccini vertont hat. Mit unvergleichlichem Geschick wird der Betrüger humanisiert, wird ihm unsere Sympathie gesichert. Und wie Goethe an Molière bewunderte, daß er jede szenische Gelegenheit zu den köstlichsten Spässen auszunützen wisse, so gibt es auch hier keinen schwachen Moment. Die komischen Einfälle überstürzen sich geradezu und werden von der beweglichsten, kontrastreichsten Musik zu überwältigender Wirkung gesteigert. Unvergeßlich sind die Schmeichelgesänge der drei Frauen, die sich um Gianni Gunst bemühen, ist das warnende Lied von der Strafe des Betrügers, das die erbosten Verwandten immer wieder einschüchtert, oder sind die großen Streit- und Entrüstungssembles. Und wenn man sich etwas beklommen fragt, wie Dichter und Komponist die Sache zu Ende führen werden, nachdem sie sich fast in jeder Szene restlos ausgegeben zu haben scheinen, so erreicht das Entzücken am Schluß den Gipfel: Das Liebespaar ist weislich von der ganzen Erbschleicherei ferngehalten worden. Nun tritt es wieder auf in lyrischer Unschuld. Puccinis Cantilenen, für die früher kaum Raum war, blühen auf; dann erscheint noch einmal Gianni Schicchi als Sieger und spricht in unkomponierten Worten unmittelbar zum Publikum, dessen Dante-Kenntnisse er, als Italiener, natürlich hoch veranschlagt, bittet fast um Entschuldigung, daß man einem Spaß zulieb den heiligen Ernst des Inferno durchbrochen habe, und ersucht zu guter Letzt um Beifall. Welch wohldosierter Schluß ist dies und wie krönt er die Buffo-Stimmung des ganzen Werks!

Es ist dem Zürcher Stadttheater hoch anzurechnen, daß es einer Oper so ausgesprochen italienischer Prägung aufs schönste gerecht zu werden vermochte. Soll der große Effekt zustandekommen, so muß alles wie improvisiert aussehen, ein Drunter und Drüber, wo jeder nach augenblicklicher Willkür zu handeln scheint und musikalisch wie szenisch so viel Sorgfalt aufgewandt worden ist, daß keine Sorgfalt mehr spürbar ist. Dies war der Fall, und man weiß nicht, wem man herzlicher danken soll, ob dem musikalischen Leiter *Robert Denzler*, dem Regisseur *Hans Zimmermann* oder den Solisten, die sich mit größter Leichtigkeit um den Titelhelden herumbewegten, der seinerseits sicher das Feld beherrschte und ein Buffo war, wie das Herz ihn begehrt. Alles in allem: Eine jener Leistungen, bei der man ein

neues Ensemble zu sehen glaubt, weil jeder seine Manieren abstreift und wieder aus den tieferen Quellen seiner künstlerischen Begabung schöpft. *Emil Staiger.*

Zürcher Schauspielhaus

Daß ein Schwank hohem geistigem Raffinement entspringt, ist selten. Meist leitet er sich her von volkstümlichen, primitiven, ja in seinen besten Ausprägungen bäuerlichen Kräften. Und wo er städtisches Gepräge trägt, reicht er selten in die künstlerische Sphäre hinauf. Noel Cowards «*Fröhliche Geister*» sind ein idealer Schwank und zugleich ein reines Großstadtgewächs. Es könnte spielen in einer Welt nur aus Stein, künstlichem Licht und Maschinenlärm. Es weht eine scharfe, heftige Luft darin, die Situationskomik entbehrt nicht des Grausens, die Reden sind nicht von diesseits, sondern von jenseits des Intellekts. Ein Schwank als Endprodukt der Komödie, als ihr Satyrspiel. Man täusche sich nicht durch die psychologischen Elemente dieser Kunst, sie sind niemals Zielpunkt, sondern ein Nebenher — wie es das Schwankhafte in der psychologischen Komödie sein kann. Stellte man dieses Psychologische hier in den Mittelpunkt, so müßte wohl vieles kurz angebunden erscheinen — etwa daß ein Ehemann, dem das Gespenst seiner ersten Frau die zweite mordet, seinem Schmerz kaum Ausdruck gibt, sondern alsobald nur daran denkt, wie er die in einem behaglichen Hause deplazierten Gespenster wieder los wird. Sobald aber die Perspektive sich auf den Schwank ausrichtet, wird alles eben — richtig. Und bewundernswert gerade als nachgeborene Primitivität des Intellekts. Daß hier Reden, die aus gründlicher Seelenkenntnis kommen, ganz an der Oberfläche hinflitzen und von der ihrer prompt wartenden Antwort nur gerade aufgefangen und an der Vertiefung verhindert werden, das ist schwankhaft. Daß hier ein einziges Motiv: das Zusammenleben von Gespenstern und Menschen immer neu abgewandelt wird, das ist ganz dicht an der monotonen Überraschungstechnik der Clowns. Die Zürcher Aufführung, nach der eleganten Bearbeitung durch Curt Goetz, wußte diesen mondänen, großstädtischen Schwankcharakter vollendet auszuformen. Unter der Regie von Horwitz fand sich das Ensemble zu einem fugenlosen Spiel, in dem Akzentuierung wie Dämpfung gleich gelungen war. Endlich kamen auch wieder einmal hervorragende Schauspielerinnen an die Reihe: der bisherige Spielplan trug ja dem Umstand, daß das Zürcher Schauspiel in dieser Saison zu viele Frauen und zu wenige Männer hat, erstaunlich wenig Rechnung. Nur *eine* wichtige Männerrolle hat Cowards Stück, eine besonders schwierige allerdings dadurch, daß sie im Grunde rein passiv ist. Herr Ammann gab sie mit kalter Eleganz und subtilen Aufgestörtheiten, stets präsent, stets zurückhaltend. Die selbe Beachtung der Rangordnung war zu rühmen an den Nebenfiguren von Frau Carlsen und Herrn Delius, wie auch an der Art, wie Frau Becker ihre noch am ehesten psychologisch zu fassende Rolle der Schwankatmosphäre einfügte. Man wird gerade in solchen Abstufungen der Figuren ein Hauptverdienst der Regie zu erkennen haben. Grete Heger hatte nur ein naives Dienstmädchen zu spielen, aber sie tat es bezaubernd und ließ ihre besten Talente aufklingen. Alle aber lebten im Schatten von Frau Giehse, dem Berufsmedium, und ihrem herbeigezauberten Gespenst, das Frau Blanc vielleicht ihre beste Rolle nennen darf. Eine grausige Grazie umwob sie, eine zugleich diesseitige und unheimliche Perfidie. Therese Giehse dagegen war ganz von dieser Welt. Mit herzlicher Nüchternheit bewegte sie sich im Bereich des Übersinnlichen, ganz menschlich in ihrer überwältigenden Komik. Komisches Genie scheint meist in einer spielerischen oder irgendwo entwurzelten Natur zu wohnen. Wenn es sich aber eines grundernsten und gefestigten Naturells bemächtigt, dann wird es schlechthin denkwürdig.

Elisabeth Brock-Sulzer.

* * *

Eine Gruppe junger Schauspieler gab das Stück des Ungarn Lorand «*Ein Ballen Reis*». Eine menschlich wesentliche Grundidee und eine Reihe von recht gerafften dramatischen Situationen wird darin durch eine aus Schwulst und Banalität gemischte Sprache zugrunde gerichtet. Jenes Problem ist die Rolle, welche gegenüber dem übersteigerten Anspruch freischwebender Gläubigkeit und Willenskraft die Abstützung durch ein äußeres Sicherungsmoment spielen kann, auch wenn es gar nicht praktisch ausgewertet wird. Die Sprache Lorands ist bei Sudermann und Ibsen beheimatet, dekoriert aber mit abgeschnittenen und verwelkten Blümchen chinesischer Poesie — weil das Stück unbedingt im chinesisch-japanischen Krieg spielen muß. Aber was wissen wir schon von der Seele Chinas? An ihrer notwendig dilettantischen Enträtselung mußte der Einsatz der Spieler scheitern. Immerhin kam die elementare Begabung Tanners auch in seiner affektüberladenen Rolle klar heraus, ebenso die schön geformte menschliche Reife P. Spahns, während die anderwärts zum Erweis gebrachte große tragische Linie Ruth Horwitzens sich hier nur in einigen dichterischen Stellen Raum zu schaffen vermochte. Unter den andern Spielern waren einige, über die man das Urteil bis zu beweisenderer Begegnung aufschieben möchte — andere, denen man den Rat zu schleunigem Berufswechsel nicht vorenthalten dürfte. Im ganzen überwog das Bedauern, viel ehrliche Begeisterung größtenteils unfruchtbar vertan zu sehen. Warum muß immer der künstlerische Gestaltungswille der Jungen mit politischem Rohstoff bastardiert werden, warum müssen immer unsere Enthusiasmen auf den Freiheitskämpfen fremder Völker und Zeiten schmachtet? Man führe uns doch nun einmal statt Thesen, Plakaten und Aufrufen Menschen und Schicksale vor — Menschen, wie sie überall und immer sind, Menschen unseres Raums, unserer Zeit, die denken und fühlen, hassen und lieben, lachen und weinen über das, was uns doch das Innerste ist — nicht über Zeitungsnachrichten, sondern das Leben selbst, das ewige Leben, das überall gleich inständig ist, wenn man es nur zu sehen, zu fassen, zu gestalten weiß. Dann wird sich das Politische schon einordnen, in der dienenden Rolle, die ihm in der Kunst allein zukommt. Aber das Leben-selbst künstlerisch zu gestalten, ist natürlich das Schwerste; und auch *dadurch* erklärt sich das Ausweichen von Gestaltung in Gesinnung einfach.

Das muß man sagen: daß Hauptmann im kleinen Finger mehr Gestaltungskraft in diesem Sinne hat als fast all die welt- und kunstumstürzenden Novitäten, die man uns die letzten Zeiten über vorführte. Bei ihm ist das Leben tout cru, ja tout craché da. Auch die grundsätzlichen Gegner des Naturalismus werden zugeben müssen, daß sich solcher Potenz gegenüber die Prinzipienfrage gar nicht stellt. Aber gerade in solchen großen Fällen zeigt sich, daß auch in der Kunst das «Leben selbst» nun doch wieder nicht ganz genügt, daß ein gewisser Glaube und Wille zu Ideen dazugehört, welcher zugleich in sich selbst und in der Dialektik des Lebens steht. Das Lebendige ist bei Hauptmann nur es selbst, von beklemmender Intensität, aber wie ein Tier im Netz, dessen kraftvolle Abwehrbewegungen wir im klaren Wissen verfolgen, daß es sich nur desto mehr verstricken und schließlich in tödlicher Müdigkeit zum Gnadenstoß reif werden wird. Hauptmanns Helden sehen wir monologisch sich verzehren und in sich zusammensinken. Ein echter Gegenspieler ist so wenig da wie im «Tasso», im «Bruderzwist», im «Empedokles», im «Danton». Diese kühne und verzweifelte Einsamkeit des Individuums ist sehr deutsch, trotz allen Vorwürfen von «reinem Herdenviehgeist» seitens bestimmter kollektiver Liebhaber von Uhren und Photoapparaten. Das Größte am «*Florian Geyer*» ist, in welcher Weise dies Spezifische von Hauptmanns Können mit dem Besonderen des Vorwurfs, dem Urdeutschen der Reformationszeit zusammentrifft, wie es sich uns in allen ihren Kundgebungen darstellt, in Luthers Schriften, in Dürers Kunst, in hundert kleineren Werken: dies Macht- und Glutvolle, das in Leidenschaft großer Ziele aufbricht, aber in verhemmter Überschaulosigkeit, dumpf bedrängt und bedrängend, wider sich selbst wütet und niederbricht. Nirgends ist dies Wesen so

groß und so kläglich verkörpert wie im Bauernkrieg. Seine Atmosphäre hat Hauptmann unübertrefflich gegeben: dies Auflodern und Zerbröckeln, dies Hektisch-Apokalyptische, dies mächtig Andringende und sich ohnmächtig Überschreiende. Gretler als Florian Geyer schärft da das Quälende fast bis zur Unerträglichkeit. Er hat alles von dem Gutwilligen, Erdnahen dieser gefesselten Kreatur, aber nichts von dem tragischen Heldenglanz, der gegen Ende ihn mehr und mehr umspinnen sollte. Auch die Liebesszene des vierten Aktes war nicht das frei strahlende Glanzlicht auf der Schwere des Niedergangs, und der innere Sieg des Schlusses schwang sich nicht empor. Aber dieses Fehlen kommt der Heftigkeit der Gesamtatmosphäre zugute. Im fünften, der im Gegensatz zu den oft eintönig lyrischen oder schildernden früheren Akten von großartiger Dramatik ist, brach die ganze Atmosphäre als das Radikal-Böse der Verdampftheit wie ein Geschwür auf. Maria Becker wußte das dunkle Strahlen dieses Dunstkreises wie in einem teuflischen Brennspiegel zu sammeln, und in den Auftritten zwischen Rittern und Bauern herrschte mit gelöstester Selbstverständlichkeit jener SS-Geist, der seit Jahren die Welt täglich umfassender in seinen Besitz bringt. Hier vollbrachte der Spielleiter Lindtberg ein Meisterwerk; auch allgemein in der bruchlosen Eingliederung der Außenstehenden in das Ensemble. Aus den vielen glänzenden Leistungen heben wir nur nochmals die Tanners heraus, um unserer Freude Ausdruck zu geben, daß hier aus dem einheimischen Nachwuchs eine vollwertige Kraft für Charakterrollen heranreift. Der Beifall war etwas lau. Im allgemeinen will das Publikum, daß «sie sich kriegen», oder aber auf Hochglanz polierte Tragik; durch Wirklichkeitsnähe anstrengende Stücke liebt es minder, wie wir schon an Sartre sahen. Dagegen glauben wir weniger, daß Abneigung gegen das Deutsche schuld war. Eine Zürcher Tageszeitung hat lebhafter Unzufriedenheit dieser Art Ausdruck gegeben, daß Hauptmanns Stück aufgeführt wurde, und lobend auf das Stadttheater hingewiesen, welches «aus verständlichen Gründen gegenwärtig auf die Wiedergabe Wagner'scher Opern verzichtet... Man ist daher leicht erstaunt, daß das ... Schauspielhaus derartige Erwägungen nicht zu kennen scheint». Da es, wenn wir uns recht erinnern, bereits in der Spielzeit 1944/45 bekannt war, daß der Nationalsozialismus eine abscheuliche Sache ist, und daß er diese Opern als *seine* Angelegenheit betrachtet, so können die «verständlichen Gründe» nur der inzwischen erfolgte Sieg der Verbündeten sein (welche dann im Zuge der Wiederherstellung bürgerlicher Freiheit in Deutschland Wagners Musik verboten haben) und das, wie Nationalrat Oeri sich jüngst in den «Basler Nachrichten» ausdrückte, im Zusammenhang damit auch über uns Schweizer «hereingebrochene Heldenzeitalter». Es muß daher dem Schauspielhaus hoch angerechnet werden, daß es «solche Erwägungen» nicht kennt. *Erich Brock.*

★ Bücher-Rundschau ★

Pestalozzi-Renaissance

Heinrich Pestalozzi ist in eine Zeit voller Gärung hineingeboren worden. Er erlebte den Niedergang des aristokratischen Regiments, das er in seinen guten Formen hoch einschätzte. Er war Zeuge der politischen Erschütterungen zur Zeit der französischen Revolution und wurde von Robespierres Schreckensregiment um so tiefer beeindruckt, als er kurz zuvor zum Bürger Frankreichs ernannt worden war. Er verfolgte den Aufstieg Napoleons zur Herrschaft in Europa und sah das Reich des Korsen wieder zusammenbrechen — und all das erlebte er mit stärkster Anteilnahme; all das mußte ihm dazu dienen, das *Wesen des Menschen* zu erforschen, *Wahrheit* zu finden und *Wege der Neuordnung* zu suchen. In sein Werden und Bemühen läßt er uns in restloser Offenheit Einblicke tun, und seine Erkenntnisse